



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kern, Fritz: Das Rad der Geschichte : (Zum 2. September 1920)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Rad der Geschichte

(Zum 2. September 1920)

Von Fritz Kern

1.



Die französische Republik feiert ihren fünfzigsten Geburtstag. Die Tochter Sedans, hat sie in achtundvierzigjähriger diplomatischer Arbeit, militärischer Rüstung, politischer Vorbereitung und geistiger Einschulung der Nation in Hoffnung, Haß und Opferkraft ihr Dasein gerechtfertigt und geadet. In den siebziger Jahren gab man ihr, die, hinter der Hecke geboren, trübe Tatsachen und peinliche Erinnerungen verkörperte, nur ein kurzes Leben; später verunzierten periodische Ausschläge wie der Panama- oder der Drehfußhandel ihr niemals recht jugendliches Gesicht. Am Ende der fünfzig Jahre aber sind die Grenzen von 1870 wieder erreicht und überschritten. Ein fast unermessliches Kolonialreich ist neu hinzugewonnen, dessen schwarze Söhne heute für sich allein genügen würden, den Limes Imperii im entwaffneten Deutschland zu besetzen. (Und dabei sind es erst neun Jahre her, daß Riederlen-Wächter im Reichstag das Vorhandensein einer schwarzen Armee höhnisch bestritt.) Die Vorherrschaft im Festlande Europas ist mit dem Niederbruch Deutschlands, Österreichs und Rußlands einstweilen erreicht. Welch eine Wendung! Das Problem ist nur, wie diese künstliche Verschiebung des Schweregewichts durch fortdauernde Niederhaltung des ganzen Restes von Europa mit Hilfe von Tanks und Maschinengewehren verewigt werden könne?

Abhängigkeit von England schreckt die siegreiche Nation so wenig, wie die augenblickliche Verwüstung und Verarmung, mit deren standhaftem Ertragen sie den Erfolg bezahlt hat. Was England betrifft, so hat es seit Jahresfrist einen Spezialisten für Asien, nicht für Europa, zum Außenminister, und ihr Gegensatz gegen Rußland und Amerika in Außereuropa macht den Engländern die französische Bundesgenossenschaft noch immer wertvoll. Deutschland kommt anderseits bei der Schwäche der französischen Flotte und ihrer Ungefährlichkeit für England als etwaige Spielfigur Englands gegen Frankreich so wenig in Betracht, daß Frankreich in Europa, insbesondere in Mitteleuropa ziemlich freie Hand und genügende

Unterstützung durch England findet. So fürchtet Frankreich kein Herüberschwenken Englands zu Deutschland oder Rußland; was so aussieht und bei uns vorschnelle Hoffnungen erregt, sind leise Umbildungsprozesse innerhalb der Entente cordiale, nicht ihr Ende. Und andererseits fürchtet Frankreich auch nicht, neben den Weltreichen der Angelsachsen zu verkümmern. Der englisch-amerikanische Gegensatz einerseits, die Stärke Frankreichs andererseits geben ihm Aussicht, im Besitz der Naturschätze des französischen Bodens und in Ausnutzung Deutschlands und Afrikas sein Herrendasein neben den Angelsachsen zu behaupten.

Frankreich ist fest entschlossen, die deutsche Kohle, Arbeit und Erfindungsgabe für sich nutzbar zu machen bis zum äußersten und letzten, bis zur Erdrosselung der deutschen Volkskraft, die an sich ebenso sehr Ziel der französischen Politik ist, wie die Wiederaufrichtung des eigenen Wohlstandes, im Zweifelsfall sogar das vornehmere Ziel, was man in Deutschland nur langsam und zögernd begreift. Alle deutschen Vorschläge von festländischer Planwirtschaft und wenigstens wirtschaftlicher Gleichberechtigung begegnen grober oder verhüllter Ablehnung, weil in ihnen die naturgemäße Beendigung der französischen Fremd- und Zwangswirtschaft vermutet wird. Frankreich ist überzeugt, daß der Deutsche in dem sogenannten Friedenszustand, der nach Clemenceaus Wort eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln ist, sich allmählich daran gewöhnen wird, der Hörige der französischen Nation zu werden und zu bleiben. Um sein ärmliches Leben zu fristen, wird der Deutsche, so hofft man, schließlich sich an alles gewöhnen, was der Machthaber von ihm verlangt. Der Deutsche sprach zwar gern das Wort von Clausewitz nach, daß der Krieg eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei. Aber Deutschland hatte eigentlich weder vor dem Krieg noch während desselben eine feste und klare Politik. Am entwaffneten Deutschland soll die Politik nun vollends nicht nur der Möglichkeit des Krieges beraubt, sondern auch auf innerdeutsche Streitigkeiten, querelles allemandes, beschränkt werden, Bayern gegen Preußen, Freie Pfalz gegen Rheinstaat, Monarchisten gegen Republikaner usw. Polen wird als Frankreich des Ostens die Deutschen und Russen auseinanderhalten, deren drohende Vereinigung zu beiderseitigem Wiederaufbau der einzige große Alpdruck der Franzosen ist. So führt die französische Beherrschung Mitteleuropas notwendig auch auf die Überwachung Osteuropas hinüber und die napoleonische Logik tritt wieder in Geltung. Da Frankreich alle Hoffnungen und Pläne der letzten fünfzig Jahre verwirklicht sieht, und sich umgekehrt alle politischen Absichten der Deutschen und der Russen als trügerisch erwiesen haben, so sieht Frankreich in der folgerichtigen und rücksichtslosen Verfolgung seines Siegerstandpunktes, aufgebläht durch den Erfolg, heute geringere Gefahren als in irgendwelcher Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit. Die größte Linie der französischen Politik, die so gern mit den drei Namen Cäsar, Ludwig XIV. und Napoleon I. verknüpft wird, ist wieder erreicht und die dritte Republik, die dies errungen hat, feiert mit ruhigem Stolz die Wiederkehr des Tages von Sedan, einzig bedacht auf neue Demütigungen des unersättlich gehaßten und begargwöhnten Deutschlands. In Berlin läßt der französische Botschafter die Tricolore salutieren durch arme Reichswehrsoldaten, die nach dem Begräbnis der preußischen und deutschen Banner ihr Leben einzig damit hinbringen dürfen, Reichsexekutionen gegen Räterepubliken zu vollziehen.

2.

Das zweite deutsche Kaiserreich, auch in Sedan geboren, zu Versailles aus der Taufe gehoben, hat nicht einmal die zweihundert Jahre gelebt, die dem ersten deutschen Kaisertum beschieden waren. Ein Interregnum ist eingetreten; eine Verlegenheitsrepublik, deren rosarote Erstlingseinbildungen heute schon verflogen sind, steht da, auch sie das Kind eines verlorenen Krieges, wenn auch keiner verlorenen Schlacht. Sedantag ist kein Feiertag der neuen deutschen Republik. Wären wir Franzosen, wir feierten gerade jetzt im Unglück den Sedantag alle zusammen, so wie die Franzosen 48 Jahre hindurch dem Denkmal „ihrer“ Stadt Strassbourg gehuldigt haben. Wir aber sind das Volk ohne Nationalfeiertag, das einzige der Welt! Es gibt aber da und dort im zerrissenen Vaterland gar manchen, der am Sedantag einmal den Schleier lüftet, den wir im November 1918 über Bismarcks Bild hingen, weil die Scham, ihm in die Augen zu sehen, zu wehe tat. Wir lüften den Schleier für einen Tag und halten Einkehr mit den Besten unsres Volks, die 1870 und 1914 ihr Blut auf Frankreichs Boden verströmen ließen. Wir suchen an diesem Tag der namenlosen Trauer die ferne Hoffnung. Wie ist uns Sedan aus ruhmvoller, gesicherter Vergangenheit wieder zur Gegenwart geworden, seit von den alten Mitkämpfern des Siebziger Krieges Clemenceau über Hindenburg gesiegt, der Schatten Gambettas den Moltkes geschlagen hat!

Die Schar derer, die den Sedantag im neuen Sinne feiern, wird von jetzt ab wohl jedes Jahr größer werden in Deutschland. Die andern, die ihren Frieden mit Frankreich geschlossen haben oder schließen wollen, werden aussterben, weil Frankreich ihn nicht schließt. Sedan wird uns zu einem Tag der Zukunft, ferner, sorgenverhüllter Zukunft. Aber nur die haben überhaupt eine Zukunft in und für Deutschland, die in dem fast beispiellos jähen Niedergang unseres Schicksals die Vergangenheit fest im Herzen tragen.

3.

Von 1792 bis 1870 hat Frankreich, wenn immer möglich, eine geräuschvolle Hegemoniepolitik getrieben, deren mit der Gegenwart verwandte Züge sind: Militärgewalt und kriegerisches Prestige, Rheingrenzenstreben, Einbeziehen Belgiens, Begünstigung Polens, Schüren der inneren Zwietracht in Deutschland und Italien, und wenn möglich, Benützen Englands gegen Mittel- und Osteuropa. Napoleon III. war der Gefangene dieser Ideen. Aber gerade die gewalttätige und aufdringliche Art, wie er die innere Schwäche der deutschen und der italienischen Nation als Grundrecht der französischen Vormacht in Anspruch nahm, hat die Beseitigung der nationalen Zerrissenheit in beiden mitteleuropäischen Völkern befördert. „Eins muß man dem Kaiser lassen“, sagte 1867 mit sarkastischem Lächeln Thiers, der Führer der Opposition, zu Napoleons Minister Rouher, „er hat es verstanden, zwei große Minister zu machen.“ „Für mein Teil danke ich“, erwiderte geschmeichelt Rouher. „Ich meine Herrn v. Bismarck und Graf Cabour“, versetzte Thiers. Sedan hat dann sowohl die von Napoleon verhinderte endgültige Einheit Italiens wie die Einheit Deutschlands, bis auf Österreich, entschieden und es lag in der Natur der französischen Politik, daß diese Einigung ohne Krieg nicht zu gewinnen war.

Nach dem Krieg nahm die französische Politik, die im Glück immer plump und gewalttätig war, eine beinahe italienische Feinheit des Wartens und Sichschmiegens bei unverrücktem Ziel an. Das Begründen des Kolonialreichs unter Deutschlands Billigung war die erste Meisterleistung des damals noch vereinsamten Frankreich der Bismarckschen Zeit. Bismarcks Entlassung ermöglichte dann das zweite Meisterstück, die Heranholung der Russen zu einer vom russischen Standpunkt aus unverständigen deutschfeindlichen Verbindung. Deutschlands wirtschaftlicher Aufschwung ermöglichte zuletzt nach der Kapitulation von Tschioda die Begründung der Entente cordiale, in welcher Delcassé das Holsteinsche Axiom von der Deutschland schützenden Gegnerschaft Englands und Rußlands aufzuheben vermochte. Die Russen blieben sogar bei der Stange, nachdem sie 1904/5 erfahren hatten, daß ihnen einzig Deutschland in ihren schweren Tagen zur Seite stand, während Frankreich den britischen Parteigänger Japan begünstigte. Die Fehler der deutschen Politik im Kriege, ihre Wilson-Einbildungen und die Polenbefreiung (mit der Rückwirkung auf die Sonderfriedensmöglichkeit mit dem Zaren) spielten dann unerwartet das Spiel Frankreichs, ebenso wie das Kriegsglück im Jahre 1914. Schließlich aber hat doch die französische Nation das Beste selbst zu ihrem Erfolg getan durch ihr einmütiges Einsetzen aller Willenskräfte bis zur letzten Viertelstunde.

Bis hierher hat sie alles gut gemacht und uns belehrt, wie ungerechtfertigt wir sie unterschätzt hatten. Vom Augenblick des Sieges an aber begann sich die französische Politik wieder im Erfolg zu berauschen und alte Irrtümer zu wiederholen. Wir hatten nach dreimaligem siegreichem Einzug in Paris binnen eines Jahrhunderts die Franzosen unterschätzt; sie aber überschätzen sich jetzt wieder und spielen, wie seit dem Vertrag von Verdun vor fast 1100 Jahren das alte Schaukelspiel fort, indem sie ihre Nachbarn, die Geschichte und die Vernunft zu vergewaltigen suchen. Gewiß hat der Weltkrieg Frankreich fünfzigmal mehr Wunden gebracht als der siebziger Krieg. Dafür sucht aber der Gewinner von 1918 den Unterlegenen auch fünfzig und hundertmal mehr zu schädigen, als es der Sieger von 1870 tat. Damit vermag uns Frankreich unsäglich zu peinigen. Aber es geht eben doch nicht auf die Länge und führt von Konsequenz zu Konsequenz bis an den Umschwung. Schon heute, in der anscheinend völligen Hoffnungslosigkeit unsrer Lage, darf man die Vermutung aussprechen, daß die französische Politik den Höhepunkt ihrer inneren Kraft und Solidität bereits überschritten hat und Drachensaat sät. Der Franzose wird uns noch oft an den Besitz der Waffen, an seine Materialüberlegenheit und unsern Jammer roh und plump erinnern. Aber wie er nur durch unsere Fehler, nicht durch eigene Kraft gesiegt hat, so werden wir uns allmählich durch die Fehler wieder erheben, die ein siegreiches Frankreich noch immer begangen hat.

Der Engländer wäre, wenn er wollte, vielleicht imstande, Deutschland zu einer Kolonie zu machen. Der Franzose, der Rheinbundstaaten schaffen, in Bayern intrigieren, die Saarländer in Franzosen umfälschen will, den Leuten in Memel und Oppeln ebenso wie am Rhein die schlechten Manieren seiner weißen und schwarzen Soldateska vorführt, Frankfurt oder das Ruhrgebiet besetzt, im Elsaß die deutschen Kriegergräber schändet, in Wiesbaden aus Straßenbahn-Schaffnern Märtyrer für das Deutschtum macht, ausweist, gefangensetzt, lange Greuelisten mit Rechtsbruch und Gewalttat füllt, unwahrhaftig wie der Fuchs den Gänsen schmeichelt

— Glaskastendiplomatie, Zuckerbrot wie Peitsche allzu naiv anwendend —, der besticht, Kreaturen wie Nippold befördert, Zeitungen, Bücher und „Deutschland, Deutschland über alles“ verbietet, er erreicht am Ende doch nur, daß der ach so leicht einzuschläfernde Deutsche, der so bequem abzufinden und selbst mit der Knechtschaft vielleicht zu versöhnen wäre, aufwacht, den Erbfeind wieder wie in früheren Jahrhunderten spürt und diesen mit tausend Nadelstichen von einer Ecke Deutschlands zur anderen herumarbeitenden Zwingherrn sich recht genau besieht, schließlich sogar sich vielleicht Sebans erinnert und des schon so vergessenen Ruhms in den tausend Schlachten des Weltkrieges. Freilich „oderint, dum metuant“, sagt Clemenceau mit Tiberius: auf den deutschen Haß hat sich der Franzose schon eingestellt, obwohl er ihn selbst erzeugt hat. Darum soll das deutsche Volk ja so künstlich und verzwickelt gefesselt werden, wie Gulliver von den Liliputanern. Aber glaubt Frankreich wirklich, daß die an sich stärkere Volkskraft Deutschlands durch Knebelungen auf die Dauer niedergehalten werden kann? Würde nicht bei der ursprünglichen Versöhnungsneigung unsres Volkscharacters die entgegengesetzte Politik für Frankreich selbst weit weniger gefährlich und dabei nutzbringender sein? Aber diese Überlegung hat keinen Zweck, die Franzosen nehmen sie eben einfach nicht an. Und so sind sie auf dem besten Wege, Deutschland abermals zusammenzuschmieden, je unausweichlicher jedem Deutschen ihre Fremdherrschaft ins Gefühl zu treten beginnt.

Insbepondere wollen sich die Franzosen einige Menschenalter hindurch von uns füttern lassen, wobei indes unser Land jedes Jahr ärmer, menschenleerer und kraftloser werden, dennoch aber für den Unterhalt der französischen Nation in großem Umfang aufkommen soll. An sich ist gewiß, daß bei freiem Spiel der Kräfte die Deutschen dank ihrer Organisation als unpolitisches Arbeitsvolk von allen kriegsgeschädigten Nationen am raschesten wieder zu Wohlfahrt kommen würden, und es wäre in dem Zeitalter neuer Wirtschaftsorganisation und Erfindungen, das uns vermutlich bevorstünde, falls nicht die Franzosen Europa in kriegerischem Wirrwarr hielten, an sich wohl denkbar, daß wir die europäischen Nachbarnationen die Früchte unseres Fleißes dauernd miternten ließen, nachdem unser Anlauf zur freien Weltmacht einmal unwiderbringlich gescheitert ist. Aber dann müßten wir wenigstens eine freie europäische Macht sein. Der Absturz von den Zuständen, die uns noch vor sechs Jahren selbstverständlich und scheinbar unerschütterlich umgaben, ist immer noch unermeslich, wenn wir jetzt etwa wie Italien oder Spanien leben und uns selbst regieren dürften. Allerdings würde dann nicht nur uns selbst überlassen bleiben müssen, in welcher Weise wir die Kriegsentschädigung aufbringen. Es würde uns nicht nur eine Wehrmacht gestattet werden müssen, die wenigstens der Wehrmacht Polens oder Belgiens gleichkommt. Sondern auch der Gedanke der Selbstbestimmung, den Wilson doch für die Schleswiger, Ostpreußen und Oberschlesier gerettet hat, könnte dann den Elsäßern, Westpreußen und Oesterreichern auch nicht vorenthalten bleiben. Die Letzteren beiden würden sich mit dem Mutterland wieder vereinigen, die Elsäßer würden die Fähigkeit der Deutschen als europäischen Urvolks zu immer neuen Staatsabspaltungen betätigen, indem sie einen eigenen Staat, wie die Niederländer oder Schweizer bilden würden, wobei immerhin ihre Volksart vor der Verwelschung geschützt bliebe. Schließlich würden auch Russen und Deutsche das tun müssen, was in französischen Augen ihr höchstes Verbrechen ist, nämlich sich zu beiderseitigem Wiederaufbau wirtschaftsfriedlich zusammenfinden.

Das alles und noch einiges mehr aber glaubt Frankreich verhindern zu sollen, eine undankbare Aufgabe, bei der es, wenn man nicht die Jahre, sondern die Jahrzehnte zählt, irgendwann einmal unterliegen muß. Vor allem schon läßt sich die Einpflanzung des französischen Parasiten in die deutsche Wirtschaft nicht durchführen, wenn gleichzeitig diese Wirtschaft gewaltsam verkrüppelt wird. Lebende Körper nehmen beim Stoffwechsel immer nur einen Teil der assimilierten Stoffe zum Aufbau der eigenen Zellen ein, das übrige geht beim Stoffwechsel, im „Betriebe“ darauf. Nur wenn der Baustoffwechsel Überschüsse liefert, kann der Körper wachsen, hat er Unterschüsse, so stirbt er ab. Das Ideal der Franzosen, ein riesig gesteigerter Betriebsstoffwechsel Deutschlands unter Abführung aller Bauüberschüsse in den französischen Körper, läßt sich nicht durchführen, weil dabei der arbeitende Körper selber stirbt. Soll unser Betrieb sich steigern, so muß uns auch Wachstum gestattet werden, sonst gibt es keine Überschüsse; und ein Volk, das in Aussterbestimmung gedrängt wird, ist kein Gedeihen fördernder Nachbar. Außerdem aber wird durch die französische Ostpolitik Deutschland früher oder später wieder das Schlachtfeld Europas. Schließlich wird nach dunklen Jahrzehnten voller Qual und Blut Europa wieder einmal wie nach den Zeitaltern Richelieus, Ludwigs XIV. und Napoleons I. zu der Einsicht kommen, daß alle Länder nur dann gedeihen können, wenn im Herzen Europas die deutsche Nation frei und mächtig genug ist, um die Grenzen ihres Volkstums und den Frieden nach Ost und West selbst zu schirmen. Das Verbrechen an Europa, das die französische Revanchepolitik beging, als sie englischen Handelsneid und russischen Ausdehnungsdrang als kriegslustiger Makler zur Einkreisung des deutschen Kaiserreiches zusammenband, das Verbrechen an Europa, das nun die französische Hegemonie sucht fortsetzt, indem sie ein Volk, das ihr zu groß ist, zur erbärmlichen Sklaverei verurteilt und ein zweites Volk, das ihr wahrscheinlich nie wieder dienen würde, nach Asien zurückdrängen will: dies führt mit Notwendigkeit zu Rückschlägen.

Die unfruchtbare, anachronistische Politik der Franzosen macht sie zu unnützen Schädlingen Europas. Europa aber ist zwar arm und unglücklich, aber noch jung und lebensfroh. Es will nicht dulden, daß die Franzosen, die, wenn es ihnen gut geht, keiner Leiden mag und die sich als Herren immer unerträglich aufführen, in ihrer doch recht begrenzten eigenen Leistungsfähigkeit mit Hilfe von Dynamit und Kegern aus dem schönsten Erdteil eine Teufelsinsel machen. Wir lassen uns selbst in unserer jetzigen Lage doch nicht zu Narren der Weltgeschichte machen. Freilich, die Angelfachsen streichen, wie zur Zeit Ludwigs XIV., der Pompadour und Napoleons I. die Gewinne ein, die ihnen die Unvernunft der französischen Festlandspolitik mühelos zuspielt. Europa ist heute schon weit unbedeutender in der Welt geworden, als es vor hundert Jahren war. Es wird nach dem kommenden Wirrwarr der neuesten französischen Hegemonieperiode noch viel blutleerer dastehen. Die Summe der kulturellen und geistigen Energien der Welt wird durch dieses unleidliche französische Zwischenspiel furchtbar vermindert. Aber etwas bleibt übrig, eine in allem zwar geschwächte, aber durch die Franzosenzeit und ihre Leiden innerlich wieder einmal umgeschmolzene und so Gott will herrlich verjüngte deutsche Nation. Mit ihr läßt sich dann auch für die Welt noch vieles machen. Heute denken wir aber weniger an die Pflichten und Verheißungen der Weltkultur. Die Geschichte ist wieder politisch, hart und . . . national geworden. Von Weimar und Potsdam, vom verödeten Rießer Hafen, aus dem die Engländer eben die letzten Schwimmdocks wegschleppen, vom gemarterten

Danzig und dem sterbenden Wien, dem die Franzosen den Tod befohlen haben, weil es nicht deutsch sein darf, was es doch ist, vom kleinen Sonnenwinkel unseres Volks südwärts des Brenners und vom französisch zerregierten Memelland, wie von der schicksalsgleichen, der Memel so verschwisterten Saar, vom unglücklichen Soldau und von all jenen treuen Landschaften am Rhein, an der Wasserkante, an der Elbe oder Donau, wo jetzt Tag für Tag eintönig die Sprengungen unserer deutschen Festungswerke durch das waffenlose Land hindröhnen, Gleichgültige aufrüttelnd, wie dumpfes Stöhnen des im Halbschlaf träumenden Volksgenius: „immer weiter hinunter, immer tiefer ins Leid.“ Von überall her wandert deutsches Gedenken heute auf das stille Schlachtfeld von Sedan, wo die durch Ludwig XIV. und Napoleon I. gequälte und erzogene Nation ein neues Zeitalter schuf. Kurz ist es gewesen, noch haben viele Kämpfer von einst lebend mit uns die Last dieser Tage zu tragen, aber niemals ist irgend etwas umsonst gewesen, was so wie Sedan aus der Gerechtigkeit der Geschichte und den wahren Eigenschaften einer Nation entsprang.

Schlechte politische Führung oben und mangelnder politischer Instinkt in den Massen haben den ganzen Ertrag der deutschen Arbeit und Opfer im Weltkrieg zunichte gemacht, darüber hinaus auch das erfolgreiche Werk der Generationen Bismarcks und Friedrichs des Großen zerstört. Deshalb ist der Deutsche heute viel tiefer entmutigt, als an sich aus dem verlorenen Krieg und der Niederdrückung unseres Lebens sich erklärt. Man späht nach Erleichterung und Rettung aus, die von draußen kommen soll. Nach der Wilsonenttäuschung ist es bald die Vernunft Lloyd Georges, bald Giolitti, bald die französischen Sozialisten, bald das russische Heer, von wo die Rettung kurzatmig erwartet wird. Unsere eigenen Erfolge zwischen 1648 und 1870 und der französische Erfolg in unsern Tagen aber lehren gleicherweise, daß das Rad der Geschichte sich nur dann umkehrt, wenn eine Nation auf das Vorbereiten und Ergreifen eines solchen Glückswechsels hin erzogen wird. Unsere nationale Erziehung leistet zur Zeit so ziemlich noch das Gegenteil. Auf die Frage eines Franzosen im September 1870, gegen wen eigentlich Deutschland kämpfe, antwortete Ranke: „Gegen Ludwig XIV.“ Die Siege von 1813 und 1870 waren das Ergebnis unserer Mißhandlung durch Frankreich und entsprechender Erziehung der Nation. Unsere Kinder können sich wiederum ihres eigenen Schicksals nicht bewußt werden, ohne über Sedan und Leipzig zurück zu den politischen Ahnen Clemenceaus zu blicken. Dahin sind wir gestürzt, die wir vor kurzem noch mit dem englischen Welthandel konkurrierten. Wir müssen uns wieder an das Niveau französischer Politik und ihres boshaften Größenwahns gewöhnen. Was aber geistige Vorbereitung einer Nation heißt, dies eine können wir von den Franzosen nach Sedan lernen. Ein kleines Ereignis aus dem Leben möge den Abstand zwischen französischer und deutscher Erziehungsweise beleuchten.

Es war zur Zeit des frankorussischen Bündnisses, auf halber Zeitstrecke zwischen Sedan und der Marne. In einem schweizer Dorfgasthaus traf eine französische Familie ein. Die Eltern ignorierten die Anwesenheit der deutschen Familie, an deren Tisch sie gesetzt wurden; zwischen den Kindern aber entspannen sich Unterhaltungen, begünstigt durch den Umstand, daß die 8- und 9-jährigen kleinen Franzosen fließend deutsch sprachen, so daß sie im stundenlangen Gespräch nur einen Schnitzer machten: sie gaben als Beruf des Vaters „Schreiber“ an

während sie „Schriftsteller“ meinten. Dieser Schriftsteller hatte die Jungen von früh auf für nichts als die Revanche erzogen. „Wir sprechen deutsch, damit wir es einmal im nächsten Krieg können“, erklärte Gaston uns staunenden deutschen Kindern, denen hier zum erstenmal im Leben Politik greifbar entgegentrat, denn wir hatten beim Lesen der Geschichtsbücher oder beim Auffangen von Zeitereignissen nur das Malerische und menschlich Bewegte aufgenommen, und beim Sprachenlernen wäre uns jede andere zukünftige Verwendung zu Arbeit oder Genuß eher eingefallen, als die für einen Krieg. „Unser Großvater, der aus dem Elsaß stammt, spricht mit uns nur deutsch; wir werden beide Offiziere, und den nächsten Krieg werden wir gewinnen, denn das letztemal haben wir verloren, und es gibt ein französisches Sprichwort, das sagt ungefähr: heute mir, morgen dir.“ Einer von uns wußte zu erwidern, daß doch 1813, 1815 und 1870 die Würfel jedesmal gleich gefallen wären, aber darauf schwiegen die beiden glühenden Patrioten weniger verlegen als zielbewußt. Heute ist der eine als Offizier in Mainz tätig, während der andere in der Schlacht bei Mühlhausen gefallen ist. Elsaßisches Blut, durch französischen Nationalstolz destilliert.

Jeder unter uns sehe nach dem Seinen und gedenke der Vergangenheit und Zukunft mit seinen Kindern. Keine Lage ist unter geschichtlichen Maßstäben hoffnungslos, aber damit sich Wege zeigen, muß erst ein Wille da sein, und nur ein einiger Nationalwille, nichts von außen Kommendes, legt das Fundament zu besseren Zeiten.



Die englisch-deutschen Bündnisverhandlungen von 1898—1901 im weltpolitischen Zusammenhang

von Dr. Felix Salomon, Professor an der Universität Leipzig.

„Man soll die Dinge weder bespötteln noch beweinen, sondern zu verstehen suchen.“
Spinoza.



Es ist zum Gemeinplatz geworden, die deutsche Diplomatie nach Bismarcks Sturz habe versagt. Da ist es merkwürdig, daß es heute so viele gute Diplomaten gibt, denn solche scheinen es doch zu sein, die alle wissen, wie man es hätte besser machen sollen. Indessen der Schein trügt; das Besserwissen beruht auf Schlüssen aus dem Späteren; die furchtbaren Erfahrungen des Weltkrieges wurden zu Lehrmeistern, die den für Deutschlands Wohl verantwortlichen Staatsmännern noch nicht zur Verfügung stehen konnten. Dem mag entgegengehalten werden: Den großen Staatsmann kennzeichne doch eben die Fähigkeit, die Zukunft zu deuten, aber selbst Bismarck hat einmal gesagt, es ließe sich nichts über höchstens drei Jahre voraussagen, und keinesfalls darf der Historiker diesen Maßstab für sein Urteil anwenden. Er hat das Geschehen aus der Vergangenheit heraus zu begreifen und die Verantwortung des Handelnden allein aus den Zeitumständen abzuleiten, unter denen er lebte und wirkte. Die historische Arbeit darf jetzt beginnen, wo die Waffen nieder-